

Klausel? Auch der Fürst Bismarck hat sich entschieden dagegen ausgesprochen, daß man die Grundsteuer ohne Gegenleistung aufhebe. Diese Erklärung gab er im Namen der Regierung ab, wie er das ja immer konnte. Seit jener Zeit haben wir Getreide-, Vieh- und Holzpreise, Zuckerpriämien und die Branntwein-Liebesgabe zu Gunsten der Großgrundbesitzer. Was Fürst Bismarck nicht zu fordern wagen würde, das fordert jetzt ein nationalliberaler Finanzminister. Die Aufhebung der Grundsteuer wird eine Verteuerung des Grund und Bodens und eine Erhöhung der Besteuerungsgrenzen zur Folge haben. Die Vermögenssteuer dürfte kaum lebensfähig sein, es scheint, als läge der Entwurf in den letzten Stufen. Die Folgen der Einkommensteuer sind nun in einer ganz bedeutenden Höhereinschätzung der unteren Klassen zu finden. Ähnlich dürfte es mit der Vermögenssteuer auch gehen. Wir sagen aus allen diesen Gründen zu den Vorlagen ein entschiedenes „Nein.“ — Finanzminister Dr. Miquel: Ueber Einzelheiten lasse Herr Mikert das Wesen der Sache außer Acht. Die Behauptung von der höheren Einschätzung der unteren und mittleren Klassen werde durch die ziffermäßigen Ergebnisse der Steuer-Berantlagung widerlegt; die Mehrerträge sind lediglich Folge der Selbsteinschätzung. — Abg. Dr. Sattler (nl.) kann nicht leugnen, daß die Steuervorlagen wegen ihres zeitlichen Zusammentreffens mit der Wehrvorlage das Gefühl des Unbehagens verbreitet haben. Das kann die nationalliberale Partei aber nicht hindern, anzuerkennen, daß die in den Vorlagen verfolgten Ziele in der Steuerreform die von ihr gebilligten sind. Das Zuschlagswesen in den Gemeinden dürfe nicht weiter ausarten. Die Regelung des Wahlrechts wird noch in dieser Session erfolgen müssen. Die Stellung gegenüber der Vermögenssteuer machen die Nationalliberalen abhängig von dem Verlaufe der Kommissionsberatungen. Im Falle der Beibehaltung der Vermögenssteuer würde eine Aenderung des Veranlagungsverfahrens nötig sein. (Beifall.) — Heute Weiterberatung der Vorlage.

Ueber Klippen.

Roman von A. Norden.

(Fortsetzung.)

„Scm!“ rief er; aber der Alte schien nicht da zu sein, und nun bewegte sich langsam die Klink; leise, behutsam öffnete sich die Thür, und in der Spalte derselben stand schüchtern ein kleines Geschöpf. Ein Kind der Armut war's, dürrig das Kleidchen, grobe Stiefel an den Füßen. Den Finger im Munde musterte sie den behaglichen Raum, der nach ihrer Meinung der Wohnung eines Fürsten gleich.

Auf die Frage Leo vermochte sie nicht gleich zu antworten, und stotterte zuerst etwas Unverständliches. Doch der Professor, der bei trivialem Gespräch so leicht die Geduld verlor, entwickelte allen Kindern gegenüber unendliche Sanftmut. Und da hatte er denn endlich erfahren, daß oben in der Mansardenwohnung jemand schwer erkrankt sei, der seine Hilfe begehre, daß zu diesem Zweck die Mutter der Kleinen kurz vor seiner Heimkunft unten gewesen und von Sam zurückgewiesen worden war.

„Sie sind ja auch Doktor,“ sagte die Kleine, zutraulich werdend, indem sie neugierig im Zimmer umherblinzelte und richtig auch das Bildchen erblickt hat, das sie behaglich mustert.

„Aber ich behandle keine Kranken mehr, liebes Kind,“ versetzt Leo, den die Art des Kindes belustigt, „vielleicht wäre es besser, Du holtest einen richtigen Arzt.“

„Nee Mutter, sagt, Sie gehören zu die Doktors und wären so schrecklich klug, daß Sie alles könnten,“ versichert die Kleine, die sich nicht abweisen läßt.

„Nun, und wenn Deine Mutter es sagt, so muß es wohl wahr sein,“ lächelt Leo, „so führe mich denn zu Deiner Mutter.“

„Nee,“ versetzt das Kind, nachdem es den fremden Herrn einen Moment überlegend angesehen, „Mutter is ja jarnich krank, aber die alte Frau nebenan; Mutter schickt mir man bloß, weil das Fräulein bei die alte Frau nach dem Arzt verlangt, und da dachte Mutter —“

„Nun so will ich das Vertrauen, daß Deine Mutter in mich setzt, zu rechtfertigen suchen,“ erklärt Leo und läßt sich von dem Kinde die Treppen hinanzuführen.

Karlindchen — so heißt die Kleine — ist ein guter Wegweiser. Direkt führt sie den hilfespendenden Besuch vor die Mansardenthür und öffnet sie vorsichtig, fast unhörbar. Dann schlüpft das Kind davon, zu Müttern, und überläßt den Fremden seinem Schicksal. In der geöffneten Thür steht Leo, seine Augen müssen sich erst an das ungewisse Licht der verhängten Lampe gewöhnen.

Er ist jetzt um einige Schritte in das Zimmer hineingetreten und hat leise die Thür hinter sich zugezogen. Fortschend blickt er sich in dem wunderbar ausgestatteten Gemach mit seinem Gemisch von Dürftigkeit und buntem Tand um. Da steht in einer Ecke das Bett, eine Gestalt ruht auf demselben, eine andere ist mit der Kranken beschäftigt, so daß ihr der Eintritt des Fremden darüber wohl entgangen sein muß; denn sie wendet sich nicht um. Er sieht nur die hohe schlanke Frauengestalt, den feinen Kopf mit den dunklen Locken, ein Profil, das er so genau kennt. Ein unsagbares Gefühl durchzuckt ihn, also doch nicht der Prinz! so ist auch vielleicht das andere, was man über sie spricht, die Verleumdung böswilliger Lästermäuler. —

Wie gebannt bleibt er an der Stelle und wird so zum unfreiwilligen Lauscher. Wie leicht und sicher sie das Amt der barmherzigen Schwester übt, wie sie der Kranken mit kundiger Hand den kühlenden Umschlag zu bereiten versteht, wie sie ihr den erquickenden Trank reicht und endlich leise tröstende Worte spricht zu der im Schmerz Aufstöhnenden, wie ein Engel des Friedens,

der Milde. Er kennt diese Stimme so gut; denn sie ist in den letzten Jahren oft an sein Ohr gedrungen, durch das Brausen des Oceans, durch das Rauschen des Meeres hat er sie immer wieder vernommen, die vorwurfsvollen Worte: „Wenn Du an diesen Moment zurückdenkst, so möge nie das Gefühl der Reue Dich peinigen!“ Unwillkürlich muß er wohl eine Bewegung gemacht haben; denn Elisabeth Holm wendet den Kopf nach der Richtung, in der er sich befindet, und der Professor, die Thür noch einmal geräuschvoll ins Schloß drückend, setzt auf diese Weise einen nochmaligen Eintritt in Scene. Aber auch Elisabeth ist eine gute Schauspielerin, nicht die Bühne allein, die Welt und das Leben und vor allen Dingen böse Erfahrungen haben sie dazu gemacht. Wohl gerinnt in ihren Adern das Blut zu Eis, als sie entdeckt, welchen Arzt das ahnungslose Karlindchen herbeigerufen, ihn — an dem sie im Laufe der letzten Wochen so fremd und kalt vorübergegangen, kaum daß ihn der Saum ihrer Schleppe gestreift, und nun, auf einen engen Raum mit ihm gebannt, ihre Interessen sich um den gleichen Gegenstand drehend. Aber er soll sie nicht schwach sehen. Und so zuckt in ihren wie aus Marmor gebildeten Zügen, aus denen jeder Blutstropfen entwichen, kein Muskel, und mit fester, klarer Stimme, während sie ihm gerade ins Antlitz schaut, erstattet sie den Krankheitsbericht.

Sie sagt, wie sie, für ihre alte Garderobiere ein wärmeres Interesse hegend, dieselbe zuweilen um diese Zeit besuche, seit sie ihr Leiden ans Zimmer fehle; heute aber habe sie dieselbe bewußtlos in tiefer Ohnmacht auf dem Fußboden gefunden, und nachdem sie die nötigsten Anordnungen getroffen, vor allen Dingen schnell ärztliche Hilfe herbeigerufen. Das alles wird so klar und verständlich, so sachgemäß gesprochen, als wenn keine seelische Erregung möglich, und dabei so fremd und kühl, als habe niemals ein anderes Verhältnis zwischen den beiden Menschen existiert, als stünden sie sich heute zum ersten Mal im Leben gegenüber. Ist es denn möglich, kann es denn sein? wogt es in Leo auf, und um seinen Mund zuckt es eigentümlich, der herbe Ausdruck ist ganz geschwunden.

Elisabeth bemerkt das wohl. Aber dann flammt es in ihren großen Augen auf, ein finsterner Blick trifft den Mann, der da vor ihr steht, sie wendet sich zur Kranken.

Es war einst ein anderes Krankenbett, sie sieht in Geist das blondlockige Kind in den Kissen, an dem er ihr sagte: „Du hast das Recht versichert, mein Kind zu pflegen.“ Und dies harte Wort hat sie hinausgetrieben ins Leben, hinaus in die Welt, die er grauam und verständnislos vor ihr verschlossen. Unwillkürlich zuckt ihre Hand in jähem Nuck zurück, als die seine sie jetzt flüchtig berührt, während beide um die alte Frau beschäftigt sind.

„Sie sind ein Engel, Fräulein Holm,“ sagt jetzt die Kranke erwachend mit leiser, tonloser Stimme, „ach, Herr Doktor, sie ist ein Engel,“ wiederholt sie dem Fremden, den Elisabeth ihr als den Arzt, den sie herbeigerufen, vorstellt. „Sie allein erbarnt sich meiner, wenn alle mich verlassen, selbst der eigene Sohn!“

„Still, still doch,“ mahnt Elisabeth, „nicht so viel sprechen.“ Aber sie kann es nicht hindern, daß eine Blutwelle ihr Gesicht überfliegt und ihre Stimme zittert.

Leo Dornburg hat seine Anordnungen getroffen, eigentlich ist seine Thätigkeit hier beendet, er könnte sich nun entfernen; denn der Anfall ist nun vorüber. Aber er zögert noch immer, er hat noch dies und jenes zu sagen, bis endlich Elisabeth, die einsilbig und wortfarg nur das Nötigste erwidert, sich zum Aufbruch rüstet.

„Sie will ihr Mädchen schicken,“ sagt sie, „und Karlindchen wird dann Bericht erstatten.“

Der Professor steht dabei, fast hat ihn wieder die alte Unsicherheit früherer Tage überfallen. Sein Blick hängt an der schlanken Gestalt, er sieht, wie die Kranke in dankbarer Rührung Elisabeths Hände küssen möchte, wie die junge Frau ihr mit leiser, melodischer Stimme Trost zuspricht. Und jetzt hebt er die Hand.

„Ich danke Ihnen, sagt er, daß Sie mich in diesem Fall zu Rat gezogen haben, und werde Ihnen zur Seite stehen, so lange Sie meiner bedürfen.“

„Es geschah ohne mein Wissen, Herr Professor,“ entgegnet Elisabeth herbe, ohne die ausgestreckte Hand zu heben, „ich würde wahrscheinlich Ihre kostbare Zeit nicht beansprucht haben.“

Dabei ist sie mit leichtem Gruß an ihm vorüber zur Thür hinausgeschritten, und nachdem sie noch Karlindchen eingekerkert, bei der Kranken zu bleiben, bis sie ihr Mädchen gefandt, verschwindet sie die Treppe hinab, der Professor schaut ihr nach, er hat es nicht gewagt, ihr seine Begleitung anzubieten.

Achtes Kapitel.

Die Mittagssonne sandte bereits ihre Strahlen ins Zimmer, als Arnold Wegner sich schlaftrunken von seinem Lager erhob. Kopfschmerzen, schwere Glieder — ein unbehaglicher Zustand. Un doch waren es nur die Folgen einer tollen, durchschwärmten Nacht. Mühsam und abgesspannt blickte er im Zimmer umher. Wie nüchtern und fahl ihn die Wirklichkeit in der vollen Tagesbeleuchtung angrinst, die Dürftigkeit einer Chambregarnierwohnung, zu der ihn seine Verhältnisse seit einiger Zeit zwangen, mit ihren zusammengestülpten Möbeln, die kaum den äußeren Anschein des Anstandes aufrecht erhalten. Ist das die würdige Umgebung eines Genies, das seine Schwingen frei entfalten soll? Und zu seiner Bedienung ein alter Hausdrache, dessen An-

blick allein ihm Schauer verurteilt. Ja, es ist Zeit, daß seine Finanzen sich wieder bessern, Luxus und Wohlleben sind doch sein eigentliches Lebenselement, die Sehnsucht nach dem Reich der Schönheit, der prickelnde Champagnerchaum des Lebens. — Ist es seine Schuld, daß die Natur solche Neigungen in ihn legte, kann er dafür, wenn die Frauen ihm zulächeln, ihm auf halbem Wege entgegenkommen?

Wie sie ihn gestern wieder umbuhlt, die hübsche Ballettuse und die Soubrette des Theaters, wie sie nach seinen Blicken, seinen Worten geizten! — Aber dazu gehört Geld, viel Geld.

Reiche Mittel fand durch seine Hände geflossen, und als das schöne Vermögen, das er von seinem Pflegevater geerbt, zu Ende, da sollte die Muse das Füllhorn des Glückes über ihn ausschütten; doch sie zeigte sich, gerade wenn er sie rief, am sprödesten und ließ ihn treulos im Stich. Da kamen häßliche Zeiten, Mangel, Entbehrung, und wider seinen Willen gleitet jetzt ein Frauenbild an ihm vorüber, mit bleichen vergrämten Zügen, das ihn aus erloschenen Augen vorwurfsvoll anstieht.

Fort mit den häßlichen Gedanken, die Toten sind nicht wieder aufzuwecken, seine Schuld war es nicht, wenn Marie, sein Weib, eine zu große Dosis Morphinum nahm, um den entflohenen Schlaf wieder herbeizurufen. Und Arnold Wegner taucht den Kopf tief ins kalte Wasser, um sie abzuschütteln die — Raterstimmung, wie er lachend sagte; aber es klingt hart und unnatürlich, dies Lachen. Nun steht er vor dem Spiegel, um seinen Anzug zu vollenden, er braucht dazu geraume Zeit und scheut selbst kleine Kunstgriffe nicht, die sonst nur in den Toilettenzimmern der Damen üblich; denn ein stürmisch bewegtes Leben hinterläßt doch immer seine Spuren. Aber dann schaut er befriedigt ins Glas.

Der schöne Männerkopf, der ihm da entgegenblickt, die Flammenaugen — wo findet man seinesgleichen? Geist und Schönheit!

Sein neuestes Stück, das er der Intendanz des residentlichen Theaters vor Wochen zur Begutachtung eingereicht, wird ihm bringen, was ihm bisher noch gefehlt, den Ruhmeskranz der Unsterblichkeit. Und wenn dann sein Name durch alle Zeitungen fliegt, wenn er als berühmter Dichter gefeiert wird, dann ist sie sein, das Götterweib. Vor dem prunkvollen Reiz einer Blanche erblickt selbst Elisabeths strenge Schönheit. Was ist ein altes Abelsdiplom gegen einen Sitz auf dem Paradies? Und diese Verbindung mit der vornehmen Welt, die ihm die höheren Regionen öffnet, wird auch in anderer Weise sein Glück festigen. Bringenkunst! Freilich muß man ein Auge zudrücken, wer wird auch heutzutage moralisch spießbürgerlich sein, der eine vielumworbene, gefeierte Schönheit sein nennt. Wer in dem Hazard des Lebens mitspielt, darf das Va banque nicht scheuen.

Dann sollen sie ihm nur kommen, die Lästermäuler der großen Residenz, wenn er dort erscheint, lorbeerkränzt, an der Seite einer vornehmen schönen Frau, dem Glücklichen fliegt alles zu. Dann soll auch er, dieser aufgeblasene Professor, der jedesmal, wenn er ihm in der Gesellschaft oder auf der Straße begegnet, über ihn hinwegblickt, als wäre er Luft, der ihn noch nie eines Wortes gewürdigt hat, obgleich er ihn oft genug dazu herausgefordert, Respekt vor ihm bekommen. Und Elisabeth, die sentimentale Thörin, die ihm die alberne Farce mit der alten Tänzerin eingebracht, wird es bereuen, daß sie einen Mann wie ihn nicht festzuhalten verstanden! —

Herausfordernd, in malerischer Pose steht Arnold Wegner vor dem Spiegel, als wenn er sagen wollte: „Mir gehört die Welt!“

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung aus dem Hauptblatt.)

** Durch die amerikanische Copy right bill ist den deutschen Schriftstellern seit kurzem die Möglichkeit gegeben, ihre Romane und Novellen gegen Nachdruck in den Vereinigten Staaten zu schützen; dagegen war es mit Rücksicht auf die Umständlichkeit der für die Sicherung des Schutzes erforderlichen Maßnahmen bisher nicht gelungen, auch für kleinere feuilletonistische Arbeiten, die in der Tagespresse veröffentlicht werden, sich den gleichen Schutz zu sichern. Infolgedessen entnahmen die großen Zeitungen Amerikas mit wenigen Ausnahmen ihr umfangreiches Feuilleton-Material fast ausschließlich den deutschen Tagesblättern, ohne daß die Autoren auch nur die geringste Entschädigung für diese Ausnutzung ihres geistigen Eigentums erhielten. Durch einen Vertrag, welchen der Deutsche Schriftsteller-Verband durch Vermittelung der Firma F. Bensheimer mit der German American Feuilleton Agency abgeschlossen hat, ist diesem Uebelstande nunmehr vollkommen abgeholfen. Die genannte Agentur hat sich hiernach verpflichtet, jedes zum Abdruck in einer deutschen oder deutsch-österreichischen Zeitung angenommene Feuilleton, sofern dasselbe abschristlich mindestens acht Tage vor der Veröffentlichung in Deutschland an das Bureau des Deutschen Schriftsteller-Verbandes (Berlin W., Potsdamerstraße 122c) eingeliefert wird, ohne weitere Prüfung für eine amerikanische Feuilleton-Korrespondenz anzunehmen und sofort zu honorieren. Zur Sicherung dieser Verpflichtung hat sie ein entsprechendes Kapital bei der Dresdner Bank niedergelegt, aus dem die Honorare von dem Deutschen Schriftsteller-Verband unverzüglich angewiesen werden können. Der Vertrag tritt mit dem 1. Januar 1893 in Wirksamkeit, und wird die erste Sendung von Manuskripten nach New-York bereits am 15. Dezember erfolgen. Wir zweifeln nicht, daß die deutschen Schriftsteller von dieser dankenswerten Einrichtung, die ihnen eine doppelte Verwertung ihrer Arbeiten gewährleistet, einen umfangreichen Gebrauch machen werden.